

Literatur des Auslandes.

N^o 146.

Berlin, Mittwoch den 5. Dezember

1838.

England.

Milton's Persönlichkeit in ihrer sittlichen und geistigen Bedeutung für die Nachwelt.

Als man im Jahre 1823 das verloren gegangene Werk Milton's „Von der christlichen Lehre“ wieder auffand, wurde man plötzlich auf den Namen des Dichters aufmerksam; die literarischen Journale waren voll von Diskussionen über seinen Genius, es erschienen neue Ausgaben seiner Werke, neue Darstellungen seines Lebens. Zwar fand man, daß das neu entdeckte Buch den übrigen Werken Milton's an Werth bei weitem nachstehe, und so legte sich der Enthusiasmus bald; indes ist es nichtsdessenweniger wahr, daß der bleibende Ruf Milton's für alle Zeiten in unseren Tagen um ein Bedeutendes gestiegen ist. Der Klang und Ruf eines großen Namens ist nicht so feiner und unwandelbar, wie seine Büste; vielmehr wechselt er mit der Zeit, ja, er tritt erst mit ihr in das gehörige Licht, und es war daher leicht zu bemerken, wie verschieden von jeder früheren Milton's Beurtheilung vor funfzehn Jahren war, da er als Autor die Aufmerksamkeit aufs neue auf sich zog.

Schon lange, ehe sich die moderne Ansicht über ihn bildete, hat Milton's Ruf eine oder zwei Revolutionen erfahren. Bei seinen Lebzeiten war er als Dichter wenig oder gar nicht bekannt, desto mehr als Gelehrter und Meinungsverfechter. Seine Poesie blieb von seinen Landsleuten unbeachtet, während man seine Prosa-Schriften, besonders die „Vertheidigung des Englischen Volks“, mit Begierde gelesen zu haben scheint. Aber so ernst, geistvoll und reich an Anspielungen und mannigfachem Schmuck diese Abhandlungen sind, so fehlt es ihnen doch an aller praktischen Wirksamkeit. Milton würdigt selten die Hindernisse, die zu überwinden sind, ehe sich sein Vorschlag ausführen läßt. Er macht keinen Versuch, zu versöhnen, giebt kein vorbereitendes, vermittelndes Verfahren an, sondern entschieden und durchgreifend verlangt er auf der Stelle ein Ideal von Gerechtigkeit. Auch in rhetorischer Hinsicht sind jene Schriften nicht so vollendet; man merkt, daß der Verfasser noch erhitzt schreibt, und wiewohl man darin die Wahrheit, Gelehrsamkeit, Schärfe und Fülle der Sprache bewundern muß, so ist doch das Ganze dem Einzelnen geopfert. Nur zwei Stücke sind hiervon auszunehmen, das eine seiner Fehler, das andere seiner Trefflichkeit wegen. Die „Vertheidigung des Volkes von England“, die ihn bei seinen Zeitgenossen berühmt machte, ist, wenn man von ihrer reinen Latinität absieht, sein schlechtestes Werk. Nur seine allgemeine Tendenz und einige erhabene Stellen können es retten; sonst würden wir's leicht verschmerzen, wenn es von den Flammen, denen man es in Paris, Toulouse und London weihte, gänzlich vernichtet worden wäre. Es ist in dieser gemeinen Schmähschrift wenig Poesie und Schwung, und es wird darin nicht sowohl England gerechtfertigt, als Salmasius mit Schmähungen überhäuft. Was in aller Welt hat Madame de Saumaise, oder die Lebensweise Saumaise's, oder Salmasius selbst, oder seine grammatischen Schnitzer und gesuchten Ausdrücke mit der hochwichtigen Frage zu thun, ob man Karl Stuart mit Recht getödtet habe? Obwohl sie von Gelehrsamkeit und Kritik zeugt, kann sie doch als historisch-politische Streitschrift den Vergleich mit ähnlichen Untersuchungen von Robertson, Hallam und selbst weniger berühmten Gelehrten nicht aushalten. Nur wenn er von der Vernünftigkeit der Sache selbst spricht, da ist er in seinem wahren Element, und auch der Schluss, wo er seine Landsleute bitter, ihren Gegner durch große Thaten zu widerlegen, ist seiner würdig. Das andere Stück ist seine „Areopagitika“, eine Rede an das Parlament für Aufhebung der Censur, seine glänzendste und beliebteste Prosaschrift, in der die Tiefe der Gedanken mit der Lebendigkeit des Ausdrucks wetteifert und die eben so viel Erheiterung als Belehrung bietet.

Indes hat Milton als der Repräsentant und Vertheidiger einer bestimmten Partei alles Interesse für uns verloren; als solcher kann er nur seiner Zeit und ihren Kämpfen angehören. Desto wichtiger und verständlicher ist uns das rein Ewige und Ursprüngliche an ihm als Dichter und Mensch überhaupt. Abgesehen von den derartigen Ansprüchen der Zeitgenossen, deren Einfluß immer ein unberechenbarer ist, kennen wir Keinen, der in

der geistigen Bildung England's und Amerika's noch jetzt ein so mächtiges Moment bildet, als Milton. Shakespeare freilich als Dichter steht viel höher und ist besonders beliebter und verehrter im Auslande; aber Shakespeare ist nur eine Stimme; ihn, den Menschen, kennen wir viel zu wenig. Milton dagegen steht uns näher, d. h. wir kennen ihn, er geht nicht unter in seinen Werken, wir sehen in ihm immer eine edle, befreundete Gestalt, einen Lehrer und Meister, zu dem unsere ganze Achtung und Sympathie hinneigt, ein ehrwürdiges Ideal von Tugend und Menschenwürde. Er gehört zu den wenigen auserwählten Geistern, welche die höchste Idee von der Vollendung des Menschen in sich tragen und so viel wie möglich auch darstellen, und was die Aufgabe aller großen Männer ist, den Menschen als solchen vor den Zeitgenossen und der Nachwelt zu erheben und in ihrem eigenen Leben ein solches Gesamtbild von Anmuth, Kraft und Tugend abzuspiegeln, wie kein Dichter gemalt und kein Heros verwirklicht hat, diese Aufgabe hat Milton in den neueren Zeiten besser als jeder Andere gelöst, so daß die Menschheit ihm eines ihrer besten Portraits zu verdanken hat. Gar viele Philosophen in England, Frankreich und Deutschland haben diese Aufgabe zu ihrem Lebensstudium gemacht, aber es scheint uns unmöglich, an Einen in diesen Ländern zu erinnern, dessen Namen uns mit einem gleichen Schauer von Hoffnung, Pietät und Schönheitsentzücken durchbebt, wie der Milton's. Lord Bacon, der hierüber viel und mit großem Talent geschrieben, schrumpft doch zusammen vor dem ersten, absoluten Puritaner. Bacon's Versuche geben das Bild eines tiefberechneten Ehrgeizigen — eines großen Mannes von der gewöhnlichen Sorte; von der höheren Welt des menschlichen Seyns sprechen sie nur Weniges und Unbedeutendes. Locke's Mensch ist bloß tugendhaft ohne Enthusiasmus und Philosoph ohne Poesie. Addison, Pope, Hume, Johnson, die alle mit sehr ungleichem Temperament und Erfolg dasselbe Ziel erstreben, können sich doch nimmer zu Milton's Höhe emporzuschwingen. Lord Chesterfield's Mann von Gefühl verdient nicht, den Saum seines Kleides zu berühren. Franklin's Mensch ist ein mäßiger, friedlicher, hauswätherischer Bürger, hat aber nichts Heroisches an sich. Frankreich's Genius hat es selbst in seinen besten Tagen in keinem seiner Kinder, weder in Rousseau, noch in Pascal, noch in Fenelon, zu einer so hohen Idee von Menschenwürde gebracht, um hier erwähnt zu werden. In Deutschland sind die größten Schriftsteller noch zu neu, um sich zu einem Vergleich zu eignen, doch glauben wir beinahe, daß es auch ihnen mehr um die Kunst, als um das Leben zu thun ist. Aber der Gedanke, ein reineres und schöneres Daseyn, als er um sich herum sah, in dem Leben und Verkehr der Menschen zu verwirklichen, der ist es, der jede Handlung und Schrift John Milton's durchdrang. Es sey, meinte er, der Zweck aller Erziehung, „den Menschen so zu bilden, daß er sämtliche Geschäfte des öffentlichen wie des Privatlebens, im Frieden wie im Kriege, mit Geschick, Gerechtigkeit und edler Gesinnung erfüllen könne.“ Er erklärte, „Jeder, dem es darum zu thun sey, über schöne Dinge gut zu schreiben, müsse selbst ein Gedicht seyn, d. h. ein Bild und Muster der besten und ehrenhaftesten Dinge, und Keiner sollte es wagen, das Lob von Helden oder berühmten Männern zu singen, wenn er nicht in sich selbst die Erfahrung und Praxis alles Preiswürdigen habe.“ Auch giebt es in der Literatur keinen edleren Plan einer weisen äußeren Erziehung, als den, welchen er, im 36ten Jahre, in einem Briefe an Samuel Hartlib entwarf. Die Muskeln, die Nerven, das Fleisch für diese Umrisse sind in seinen Werken zu suchen.

Um diesen heroischen Typus an sich zu verwirklichen, hatte Milton besondere Vorzüge. Seine Biographen sprechen von leiblichen und geistigen Vollkommenheiten, die, wenn uns die Berichte aus entfernteren Zeiten überliefert oder nicht von politischen Feinden Milton's bestätigt wären, uns berechtigen könnten, zu glauben, die Darstellungen seyen idealisch, wie Xenophon's Cyrus, Fenelon's Telemach oder die Volksagen von Alfred dem Großen.

Sprachwörtlich schön, wie er war, hieß er die Dame seines Kollegs. Aubrey sagt: „Diese harmonische, edle Seele wohnte in einem schönen, wohlgebauten Körper.“ Seine Haltung und Manieren sprachen schon zu seinen Gunsten. Wood, sein politischer Gegner, erzählt, daß „sein Aeußeres freundlich, sein Gang gerade und männlich war und von Muth und Unerfrohenheit zeugte.“ Aubrey fügt einen besonderen Zug hinzu, er habe

nämlich „den Buchstaben R sehr hart ausgesprochen, ein sicheres Zeichen eines satirischen Geistes.“ Seine Sinne waren die eines Griechen; er hatte ein scharfes Auge und galt für einen Meister in der Handhabung des Papiers. Sein Ohr für Musik war so empfänglich, daß er nicht bloß ein enthusiastischer Bewunderer war, sondern auch selbst vortreflich spielte; auch seine Stimme war, wie uns erzählt wird, höchst zart und harmonisch. Er behauptet, Musik gehöre wesentlich zu einer edlen Erziehung.

Mit dieser ausgebildeten Sensibilität vereinigte er eine ungewöhnliche Liebe zur Natur und eine seltene Empfänglichkeit für den Zauber äußerer Schönheit. Mitten in London scheint er, wie die Geschöpfe des Feldes und Waldes, harmonisch mit der Weltordnung im Bunde gelebt zu haben; seine poetische Ader, meinte er, fließe nur von der Herbst- bis zur Frühlings-Nacht gleich, und in seinem Versuch über Erziehung zweifelt er, ob junge Leute in den schönen Tagen des Frühlings mit Liebe studiren könnten. „In diesen Frühlingsstagen des Jahres“, sagt er, „wenn die Luft so angenehm und still ist, wäre es Verfündigung gegen die Natur, nicht hinauszugehen, ihre Reichthümer zu beschauen und in ihrem Genuß zu schwelgen.“ Welchen Eindruck die Schönheit überhaupt auf ihn machte, braucht nicht aus seiner Geschichte bewiesen zu werden; jede Seite seiner Werke giebt die Probe davon. Als er in Rom war, scheint ihn die Stimme und Gestalt der Leonora Baroni entzückt zu haben, und sie ist es, an die er seine Italienischen Sonnette und Lateinischen Epigramme richtete.

Seinem Ruf als Schriftsteller und Dichter entsprach auch sein Benehmen in Gesellschaften und seine Unterhaltung. Man berichtet uns, Fremde seyen nach England gekommen, „um den Lord Protektor und Herrn Milton zu sehen.“ In einem Briefe an einen seiner Korrespondenten im Auslande, Emeric Vigor, schreibt er, wahrscheinlich in Erwiderung auf ein Kompliment über sein Unterhaltungs-Talent: „Viele, die in ihren Werken ewigen Ruhm erworben, haben im gewöhnlichen Gespräch und Verkehr keine besondere Merkmale von Geist oder Genie durchblicken lassen. Ich dagegen habe immer danach gestrebt, in Gedanken und Reden so viel wie möglich dem gleichzukommen, was meine Schriften versprechen, wenn diese anders irgend etwas Gutes enthalten.“

Zu diesen natürlichen Anlagen kam eine glückliche und sorgfältige Erziehung hinzu. Sein Vater weihte ihn selbst in alle Schätze des Lateinischen, Griechischen, Hebräischen und Italienischen ein, und um sein klassisches Wissen noch lebendiger und wirksamer zu machen, schickte er ihn nach Italien, wo er die Reste der antiken Kunst und die wetteifernden Werke Raphael's, Michel Angelo's und Correggio's anschaute. Auch wurden ihm hier gesellschaftliche und akademische Ehren von den Gelehrten und den Großen zu Theil: er wurde in Paris mit Grotius, in Florenz oder Rom mit Galileo bekannt. Besonders gewann er durch diese Reise im Auslande in sprachlicher Hinsicht sehr viel; die Gewandtheit, die ihn später in seiner Muttersprache auszeichnete, hat er großentheils seiner Geschicklichkeit in fremden Sprachen zu verdanken. Kein einzelner Schriftsteller hat sich um die Englische Sprache so verdient gemacht, wie er, indem er zeigte, wie bildsam und entwickelungsfähig sie sey. Schon in seiner Jugend hatte er das Bewußtseyn, daß er seinen Mitmenschen mehr zu sagen habe, als ihre Sprache passende Worte zur Darstellung habe.

Michel Angelo nennt ihn „den einzigen Künstler, dessen Hände darstellen könnten, was er im Geiste anschauet.“ Es giebt gewiß in der Welt sehr viel solche Leute, die Wordsworth „silent poets“ (stille Dichter) nennt, deren Phantasie von Vorstellungen erfüllt ist, die sie nicht in Worte kleiden können. Milton dagegen scheint nichts gedacht oder empfunden zu haben, was er nicht ausdrücken konnte. Diese Gewalt über die Sprache war ihm aber auch nur etwas Untergeordnetes; er kannte wohl die tiefere Quelle, aus der sie herzuleiten ist, nämlich klare Anschauungen und Begeisterung. „Zwar kann ich nicht sagen“, meint er in seiner Schrift: *Apology for Smectymnus*, „daß mir die Regeln der besten Rhetoriker unbekannt sind, oder die Muster klassischer Redner in irgend einer gebildeten Sprache; doch glaube ich, daß wahre Beredsamkeit nichts ist, als das Produkt ernstlicher und begeisteter Wahrheitsliebe, und Jedem, der von dem glühenden Wunsch befeuert ist, das Gute zu erkennen, und von der wohlwollenden Sehnsucht, die Erkenntniß desselben Anderen mitzutheilen, stellen sich, so bald er sprechen will, seine Worte, wie eben so viele hurtige dienstbare Geister, rasch zu Befehl, und in wohlgeordneten Reihen, wie er sie gerade braucht, nimmt jedes von ihnen wie von selbst den ihm angemessenen Platz ein.“

Doch die Basis seiner seltenen physischen und geistigen Vorzüge war die Milde und süßliche Reinheit Milton's. Seine Gaben sind seinen moralischen Grundsätzen untergeordnet. Seine Tugenden sind so reizend, daß sie auch mehr Talente als Früchten der Willensanstrengung gleichen. Alle strenge und beschränkende Tugenden haben einen Reiz für ihn, der dem besseren Menschen in ihm den Sieg und die Herrschaft leicht macht. Seine Tugenden erinnern uns an das, was Plutarch von Timoleon's Siegen sagt, daß sie Homer's Versen gleichen; so leicht und natürlich gingen sie von Statten. Seine Lebensweise war streng. Er führte eine enthaltene Dicht, war keusch, ein Frühlingsaufsteher und immer thätig. In einem Lateinischen Gedicht sagt er uns, daß der Lyriker sich den Wein und ein freies Leben gönnen könne, während der, welcher den Völkern ein Epos schreiben will, Bohnen essen und Wasser trinken muß. Aber in seiner

Strenge verzicht er das Gesicht nicht, weil sie ihm keine Ueberwindung kostet. Er dient aus Liebe, nicht aus Furcht. Er ist unschuldig und gewissenhaft, nur weil sein Geschmack so rein und zart ist. Er gesteht seinem Freunde Diodati, als er einundzwanzig Jahr alt ist, daß er, wenn irgend Jemand, in sittlicher Vollkommenheit einen Genuß finde. „Denn was mir auch die Gottheit in anderen Rücksichten gegeben haben mag, so viel ist gewiß, daß ich von ihr, wenn es irgend Jemand war, mit einer Leidenschaft für das Gute und Schöne begabt worden bin. Ceres in der Fabel sucht ihre Tochter Proserpina nicht mit so unablässigem Eifer, als ich immer diese *vox voco idcirco*, diese höchste Vollendung der Schönheit in allen Formen und Erscheinungen der Dinge aufgesucht habe.“ Als man ihn ausschweifender Sitten bezüchtigen wollte, erklärte er: „Eine gewisse Zartheit der Natur, ein ehrenhafter Stolz und die Achtung dessen, was ich entweder war oder seyn konnte, hat mich immer vor dem Schmutz bewahrt, in den derjenige fallen muß, welcher zu solcher Herabwürdigung fähig ist.“ — „Sein Verstand sage ihm“, meinte er, „daß jeder freie, edle Geist, ohne den Eid der Keuschheit geschworen zu haben, von selbst ein Ritter sey, und daß nicht erst die goldenen Sporen oder der Ritterschlag ihn anzufeuern brauchten, die angefochtene Unschuld durch Rath und That zu vertheidigen.“ Er erklärt dies Alles deshalb, wie er sagt, „um zu zeigen, daß, obgleich man ihm das Christenthum nur obenhin beigebracht, doch eine gewisse Behutsamkeit des Charakters und moralische Disziplin als Resultat der edelsten Philosophie hinreichend seyen, ihm gegen viel geringere Unordnungen Abheue einzustößen, als diese“, die man ihm zur Last gelegt. In demselben Geiste antwortet er auf den verleumdenden Argwohn, seine Morgengewohnheiten betreffend

„Diese Morgenstunden werden da hingebracht, wo es sich gebührt, zu Hause; nicht schlafend oder die Ueberfüllungen eines unregelmäßigen Mahls verdauend, sondern indem ich früh auf bin, im Winter oft ehe der Schall einer Glocke die Menschen zur Arbeit oder Andacht erweckt, im Sommer mit der Lerche oder nicht viel später, um gute Schriftsteller zu lesen oder lesen zu lassen, so lange bis die Aufmerksamkeit erschöpft ist und das Gedächtniß seine genügende Ladung hat. Dann werden nützliche, edle Arbeiten vorgenommen zur Erhaltung der Gesundheit und Kräftigkeit des Körpers, damit er dem Geiste nicht träge, sondern freiwilligen und frohen Gehorsam leihe im Dienst der Religion und der Landesfreiheit, sobald sie muthige Herzen in gesunden Körpern braucht, um ihre Posten zu besetzen und zu vertheidigen. Dies sind die Morgenbeschäftigungen.“ Dieser angeborene Adel verließ ihn nie; es ist derselbe Geist, der im „Comus“ weht, dem erhabenen Gesang zum Lobe der Keuschheit, den es in einer Sprache giebt. Er verfeinerte seine Erholungen, die in Gartenbau, Papierübungen und Orgelspiel bestanden. Er ist es, der seinen Enthusiasmus für Ritterthum, Galanterie und alles Edle und Schöne entzündet. Jede Gefahr ist für ihn ein Sporn, und er übernimmt es, die Vertheidigung des Englischen Volks zu schreiben, obwohl ihn seine Aerzte warnen, daß es ihm das Augenlicht kosten würde. Selbst in seiner Polemik herrscht eine gewisse Mäßigung. Er eröffnet den Kampf und thut den ersten Schlag. Sobald er seine Gegner niedergeschlagen, überließ er den Tod und die Beute dem Haufen.

Mit diesem heroischen Kampfesmuth verband Milton den Geist christlicher Frömmigkeit. Die Gleichgültigkeit eines Weisen gegen das, was gemeinlich hoch und niedrig genannt wird, und der Satz, daß wahre Größe in vollkommener Demuth besteht, sind Lehren des Christenthums, die Milton wohl verstand. Zugleich ist dies seine Waffe gegen die Prälaten. Er preist an den Märtyrern „die unwiderstehliche Macht der Schwäche.“ Er sagt den Bischöfen, „statt in menschlicher Einwilligung und Autorität die Sätze für ihren hohen Rang zu suchen, sollten sie lieber aus göttlichem Beispiel und Gehot lernen, sich mit niedriger Stellung zu begnügen. Er rath, man solle auf dem Lande, statt viele Meilen weit in eine Kirche zu traben, lieber in der Nähe der Heimath in einem Hause oder einer Scheune den öffentlichen Gottesdienst abhalten.“ „Denn, trotz des heidnischen Aberglaubens Mancher, die unwissender Weise durchaus noch Tempel verlangen, können wir überzeugt seyn, daß er, der es nicht verschmähte, in einer Krippe zur Welt zu kommen, auch nichts dagegen haben werde, daß sein Wort in einer Scheune gepredigt werde.“ Und die folgende Stelle in der Schrift: „Vernünftigkeit des Kirchenregiments“, giebt seine eigene Ansicht von der Lehre der Demuth zu erkennen. „Zwar muß ich gestehen, daß ich halb im Zweifel bin, ob ich sie aufstellen soll oder nicht, da sie so ganz aller hergebrachten Meinung entgegen ist, daß ich befürchten muß, entweder nicht gehört oder nicht verstanden zu werden. Denn wo sind diejenigen, die Weisheit nach Einfachheit, Kraft nach Dulden, Würde nach Demuth er-messen?“ (Schluß folgt.)

S c h w e i z.

Genf und sein See.

Aus dem Reisetagebuch eines Franzosen.

Genf! Genf! Beim Klange dieses Wortes erbebt unser Herz vor Freude, wenn wir Paris verlassen, wenn wir all den Schönheiten, die unsere abgestumpften Sinne nicht mehr zu reizen vermögen, für einige Monate Wasen sagen. Endlich will ich wieder einmal leben! ruft man entzückt aus, und während

der drei Tage, die man braucht, um unser an großartigen Landschaften so armes, so schlecht von der Natur ausgestattetes Frankreich zu durchreisen, während jener 72 Stunden, wo das Rollen des Wagens uns in halben Schlaf lullt, beschäftigt uns nur Ein Gedanke, schwebt nur Ein Wort beständig auf unseren Lippen, und das ist Genf! Kaum vermögen die düsteren Jura-Thäler uns einen Augenblick davon abzuziehen; wenn wir sie von weitem entdecken, möchten wir auch schon darüber hinaus seyn, doch wenn wir auf ihren Höhen anlangen, entschlüpft uns ein Ausruf der Bewunderung, denn mit einemmal erscheint die Schweiz vor unseren Blicken! Unser Traum ging in Erfüllung, aber weit schöner, als wir je zu denken gewagt. Da liegen nun zu unseren Füßen, an den Ufern des Sees ausgebreitet, die Kantone Waadt und Genf mit ihren Städten, Wäldern, Bächen, mit ihren Wiesen und Schlössern, und das Alles sieht so klein aus, daß wir uns für einen Riesen halten könnten, der mit weitem Blick eine Zwergwelt umfaßt; doch uns gegenüber, an der anderen Seite des Sees, erheben sich die Alpen-Koloße unendlich höher als wir. Hier, im Mittelpunkte der herrlichsten Vegetation, verschwendet die Natur all' ihre Reichthümer; dort unten zeigt sie uns Alles, was sie Wildes und Erhabenes besitzt, wie ein König, der an Festtagen seine Schätze vor seinen Völkern ausbreitet. Welch' erhabener Kontrast! So muß man von dem sozialen Leben in das Natur-Leben übergehen. Im Augenblicke, wo man sich auf den Grenzen dieser beiden mit einander wetteifernden Welten befindet, werden beide vor unseren Augen so majestätisch, daß alle unsere Fähigkeiten sich erweitern und jede Faser an uns vor Wonne bebt. Dieser erste Eindruck ist unauslöschlich; die schrecklichsten Scenen mögen wohl unsere Seele heftiger erschüttern, aber nie wird ein anderes Gefühl das so eben empfundene verdrängen.

Wir folgen dem Lauf der Kouffes, eines schmalen Flüsschens, das durch Ebenen und Wälder sich in tausend Krümmungen bis zum See fortzuschlingelt. Man erhöht sich den Genuß, wenn man dem Ziel seiner Reise nicht zu schnell entgegenstrebt. Lange vorher, ehe man in Genf eintritt, hat man schon seine Bauart und seine Umgebungen mustern können; man gewahrt sogleich, daß man sich keiner durch Kunst verschönernten Stadt nähert, und daß dieselbe ohne die Mitwirkung der Natur, die sie so reich ausgestattet, niemals den Europäischen Ruf erlangt hätte, den sie jetzt besitzt. Nicht ein einziges Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, weder ein verfallener alter Thurm, noch irgend eine zerbrochene Schlossruine, reden hier zum Wanderer von längst verklungenen Zeiten. Nur Sankt Peter erhebt sich über die anderen Gebäude und klagt über den Vandalismus, der ihn durch eine Façade in Griechischem Stil entstellte.

Es gab eine kurze Zeit, wo man glauben konnte, Genf habe die Bahn der Fortschritte betreten; es besaß und besitzt noch jetzt Literaten und Gelehrte, aber das sind nur Männer, die unter ernstlichen Studien ausruhen, oder die hier Häuten bauten, ohne irgend einen besonderen Antheil für das Land und seine Bewohner zu empfinden. Sie haben allen Interessen ihres Vaterlandes ein ewiges Lebewohl gesagt, und ihre Willen sind köstliche Däsen, auf denen man deshalb so rein sich der Freude hingiebt, weil hier nirgends das Wort Handel ertönt, welches sonst für die Genfer überall den süßesten Klang hat.

Was nun die Genfer Gesellschaft anbetrifft, so mag man alle Bücher von Jean Jacques an bis auf Bonstetten nachschlagen, alle Reisenden darüber befragen, Alles wird übereinstimmen, daß es zum Glück nur den einen kleinen Winkel auf der Erde giebt, wo man eine so von Vorurtheilen eingenommene Gesellschaft findet, wie in Genf. Die Beziehungen der Genfer zu den Fremden sind wenig freundschaftlich; sie empfangen dieselben wohl einmal, aber nicht zum zweitenmale bei sich; sie selbst sehen sich nur so viel unter einander, als durchaus nöthig ist. Ziererei und Prädereie erkälten hier jeden persönlichen Umgang und ersüßen das moralische Leben. Die Frauen, sagt ein geistreicher Schriftsteller, welchen vor Alter dahin, wenn sie anfangen liebenswürdig zu werden, und die jungen Mädchen, sagt Bonstetten, machen denselben Eindruck auf uns, wie junge Pensionairinnen, die in schönen weißen Kleidern mit einer über-vollen Lasse Chokolade dasjenige und einem jeden Herrn, der sich ihnen nähern will, ängstlich zurufen: „Bitte, mein Herr, sehen Sie vorsichtig, Sie bestechen sonst mein weißes Kleid“. . . . Nach diesem Beispiele braucht man kaum noch hinzuzufügen, daß der Eoterieen-Geist hier aufs lächerlichste Alles beherrscht, und daß ein Fremder nur die den Genfern im Allgemeinen so wenig günstige Oberfläche und Außenseite kennen lernt.

Ist man einige Stunden in der Strafe der Corratere und am Quai des Rhone umhergegangen und hat man der schlechten Statue Jean Jacques Kouffes, von Herrn Pradier, den unerläßlichen Besuch abgestattet, so würde nur noch wenig Sehenswerthes in Genf übrig bleiben, wenn der See nicht ganz nahe dabei läge, und wenn die Berge in der Ferne nicht das Gemälde belebten und ihm einen stets wechselnden Anblick verliehen.

An den herrlichen Ufern des Genfer Sees möchte man lieber seinen Wohnsitz aufschlagen, statt sie nur so flüchtig zu übersehen. Beim ersten Ueberblick kann man gar nicht Alles fassen, was die Natur und die Kunst Harmonisches und Ideales auf diesen von den klarsten Gewässern bespülten Boden verschwenderisch ausgestreut hat. Die Gegend scheint eigens vor vielen anderen geschaffen und ausgewählt, um den weltmüden Philosophen einen Zufluchtsort zu gewähren. Nur hier allein könnte man die vollkommene Ruhe, die heitersten und einfachsten Freuden

genießen, und nach den langen Erfahrungen der Welt fänden hier Gemüth und Phantasie doch noch hinreichende Nahrung, um sanft den Abhang des mühseligsten Lebens hinabzugelangen. Was für Erinnerungen, was für große Namen schweben um diese Städte und Schlösser. Hier verschwindet die Weltgeschichte vor der Geschichte des Gedankens. Als Seelen-Archäolog müßte man diese Felsen nach all' den Worten fragen, die jene großen Männer aussprachen, welche hier von Jahrhundert zu Jahrhundert vorüberzogen.

Kouffes, Byron, Frau von Staël, Senancourt, vier berühmte Namen; und unter diesen Berühmtheiten war die Frau vielleicht am meisten Mann von Allen. Als Jean Jacques die Wüsteneien von Weillerie durchstreifte, begeisterten ihn gewiß die düsteren Einöden zu jenen tiefen Gedanken, in denen unser ganzes Zeitalter wie in der Knospe liegt. Verstimmt, leidenschaftlich, Allem nachjagend, Alles verschmähend, so war Kouffes, so sind wir. Dann kam Byron und breitete über dies Alles seine Zweifelsucht und den reichen Mantel seiner Einbildungskraft aus. In Frau von Staël finden wir den Ernst, das Bestimmte philosophischer Studien und die gelehrte Entfaltung der menschlichen Leidenschaften. Senancourt ist gewiß nicht die uninteressanteste von diesen Erscheinungen. In ihm vereinigt sich das Unsihere, Schwankende unseres Geistes mit einer großen, lähnen Thatkraft; in einem und demselben Wesen kämpfen hier Stolz und Demuth mit einander; unauslösbare Fragen verewigend, geht er über diese Erde ohne Freude, ja fast ohne Hoffnung hinweg.

Einer unserer berühmten Zeitgenossen, der den lebhaftesten Antheil der Französischen Jugend gewiß verdient, hat auch seine Wanderung nach dem Genfer See angetreten. Herr von Sainie Beuve that für die Akademie von Lausanne, was er lieber für Paris hätte thun sollen. Vorlesungen über die Literatur von Port-Royal, von einem so zuverlässigen Manne gehalten, hätten besser für die Parijer als für die Waadtländer getaugt; doch will ich mit dieser Aeußerung den Letzteren keinesweges zu nahe treten.

Man muß aber nach dem, was ich weiter oben gesagt, ja nicht glauben, daß man nicht auch ein recht heiteres Leben in allen den Städten führen könne, die sowohl auf der Schweizer wie auf der Savoner Seite des Sees liegen. Neben diesen von der Welt zurückgezogenen Philosophen leben auch noch andere, die keinesweges den Freuden der Gesellschaft entsagt haben, und die sehr freundlich alle die Mißsüchtigen aufnehmen, welche ihnen von allen Seiten zugesandt werden.

Frankreich.

Leiden und Freuden eines Riesen.

(Schluß.)

Balthasar's Aufwand und sein außergewöhnlicher Wuchs unterstützten sich gegenseitig; der eine hob den anderen, und der Riese zeigte sich mit großem Erfolg in der Welt, vorzüglich in der Oper, wo man das Verdienst immer zu messen verstand. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß Balthasar, abgesehen von seinen sieben Fuß, wirklich von ausgezeichneter Gestalt und Haltung war. Er war seinem großen Wuchse völlig angemessen gebildet, und sein Kopf, der zwanzig Zoll über das Niveau des Menschengeschlechts hervorragte, wirklich von besonderer Schönheit.

Die Brief-Katastrophe ihres Hochzeitstages machte auf Miß Dorothea einen so fürchterlichen Eindruck, daß sie nach einer Woche daran starb. Der nun zum Witwer gewordene Balthasar erbt die Hälfte des Vermögens seiner Frau, verschwendete jedoch sehr bald seinen ganzen Reichthum und kehrte völlig ruiniert nach England zurück. Er sah sich eben in London wieder nach einer an großem Wuchse und ansehnlicher Mitgift leidenden Erbin um, als er aus Lincoln folgenden Brief erhielt:

„Mein Herr, die Honoratioren der Stadt Lincoln, und vorzüglich die Mitglieder des zoologischen Museums haben mich zu einer für die Wissenschaft sehr wichtigen Unterhandlung mit Ihnen aufgefordert, der Sie gewiß, wie ich hoffe, mit dem Antheil und der Bereitwilligkeit beitreten werden, die sie verdienen. Sie besitzen ein so redliches Herz, um zu verzeihen, daß Lincoln Ihr Geburtsort war. Die Pflicht eines guten Bürgers erheischt, so viel als in seinen Kräften steht, Alles zu begünstigen, was seinem Vaterlande erspriesslich seyn könnte; ich fordere Sie, mein Herr, zur Erfüllung dieser Pflicht in einer Angelegenheit auf, woraus Ihnen durchaus keine Kosten erwachsen sollen. Die Stadt Lincoln besitzt ein kostbares naturhistorisches Kabinett, so reich mit Sehenswürdigkeiten ausgestattet, daß London uns darum beneidet. Sie, mein Herr, werden nun aufgefordert, diese Reichthümer dadurch zu vergrößern, daß Sie Ihrer Geburtsstadt in einer Klausel Ihres Testaments Ihren Körper vermachen. Sie können versichert seyn, daß Ihre Mitbürger Ihren Leichnam gewiß mit aller gebührenden Achtung behandeln werden, und daß man Ihr Skelett auf eine würdige Weise in einem besonderen und sehr eleganten Glasschranke aufstellen wird. Auf diese Weise würde also Ihr Name und Ihre Berühmtheit sich von Generation zu Generation in unserem Museum fortpflanzen. Ich ersuche Sie um eine gütige Antwort, und Ihnen im voraus für Ihre Einwilligung dankend, wünsche ich, daß die Stadt Lincoln erst so spät als möglich sich Ihres Vermächtnisses zu erfreuen habe.“

Dieser von dem Präsidenten des Museums unterschriebene Brief versetzte meinen Oheim in den heftigsten Zorn. Ein uner-

warteter Besuch brachte ihn auf andere Gedanken. Ein kleiner alter Mann trat zu ihm ein und redete ihn also an: „Mein Herr, ich überreiche Ihnen hier diese fünfzig Guineen und verlange dafür weiter nichts von Ihnen, als eine kleine Unterzeichnung am Rande dieses Papiers.“ — „Der Herr ist wahrscheinlich ein Wucherer, und ich soll einen Wechsel unterschreiben? — Nun wohl! Bis wann und zu welchen Zinsen leihen Sie mir diese Summe?“ — „Ohne Zinsen und auf unbestimmte Zeit.“ — „Erklären Sie sich näher.“ — „Die Sache ist sehr einfach. Ich wünsche, Ihnen Ihre Person abzukaufen.“ — „Was, wollen Sie wieder einen Tambour-Major aus mir machen?“ — „Keinesweges! Ich will Sie nicht lebend, sondern todt kaufen. Ich bin Arzt und wünsche dereinst, mit dem Fergliederungsmesser in der Hand, die merkwürdige Entwicklung Ihrer Organisation zu studiren.“ — „Das ist etwas Anderes. Aber, mein Herr, ich bin erst dreißig Jahr alt, Sie scheinen wenigstens doppelt so viel Jahre zu zählen. Nach den Gesetzen der Natur müssen Sie eher sterben als ich. Wie wollten Sie alsdann mich anatomisch untersuchen?“ — „O! mein Herr, Wunder Ihrer Art pflügen sich keines langen Lebens zu erfreuen.“ — „Nun, der Grund klingt tröstlich!“ und Balthasar verkaufte sich für fünfzig Guineen. — Wie konntest Du so etwas thun? sprach einer seiner Freunde; jetzt bist Du in größerer Gefahr, als ein Millionair, der sein Geld auf Leibrenten gegeben hat. Denn hier hast Du das doppelte Interesse des Geldes und der Wissenschaft gegen Dich. Noch mehr, Du hast mit einem Arzte zu thun, und wer weiß, welches betrügerische Mittel er Dir aus Geiz oder aus Wißbegierde beibringen kann.

Um sich aus dieser neuen Noth zu retten, suchte Balthasar die Sache verwickelt zu machen; er verkaufte sich nämlich nach und nach an vierzehn Aerzte. Daraus entstand ein Prozeß; Balthasar erkundigte sich bei seinem Advokaten, wie lange die Sache dauern könne. — „Das kommt auf die Summe an, die Sie daran wenden.“ — „Wenn ich Ihnen nun fünfhundert Guineen gäbe, um den Prozeß in die Länge zu ziehen?“ — „Dann sollte er fünf Jahre dauern.“ — „Und wenn ich Ihnen jährlich hundert Guineen zukommen ließe?“ — „So sollte er sich bis in die Ewigkeit hinziehen.“ — „Die Sache ist also abgemacht, Sie erhalten jährlich hundert Guineen. . . . Und jetzt, dachte Balthasar, kann ich ganz ruhig seyn, denn es liegt im Interesse der vierzehn Aerzte, daß ich nicht vor der Entscheidung sterbe.“

Zu derselben Zeit zeichnete Balthasar einige Notizen in sein Tagebuch ein, das seine Familie aufbewahrt hat. Alles, was mein Oheim niederschrieb, bezog sich auf seine Lage und das Belästigende seines Wuchses.

„Die Freundschaft“, sagt er unter Anderem, „ist nur möglich mit seines Gleichen; ich stehe zu hoch über der ganzen Menschheit, um dies schöne Gefühl zu kennen.“

„Wenn ich im Theater sitze, erfucht man mich immer, mich niederzusetzen.“

„Bei den Kaufleuten finde ich nichts, was ich brauchen könnte; der Handel war gar nicht auf mich vorbereitet, ich muß mir Alles bestellen.“

„Als ich nach Paris reiste, schrieb ich dorthin, mir eine Wohnung auf sechs Monate zu mieten. Man wählte für mich einen Entresol aus, in dem ich nicht aufrecht stehen konnte, und ich mußte die sechs Monate Kierhe bezahlen, ohne das Zimmer betreten zu haben.“

„Der Entresol hat mir noch einen anderen Streich gespielt. Celine bewohnte einen Entresol. Einss Tages wollte ich sie besuchen; man sagte mir, sie sey nicht zu Hause. Als ich foriging, sah ich über den Thorweg in ihr Fenster und entdeckte einen Offizier im zärtlichen Zwiegespräch mit meiner Geliebten. Ohne meine sieben Fuß hätte ich nichts gesehen, ich wäre in meinem Wahn geblieben und noch länger glücklich gewesen.“ — Das Uebrige erlasse ich Ihnen.

Da London ihm keine Erwerbsquellen darbot, so begab sich Balthasar nach den Vereinigten Staaten. Man behauptet, daß er sich einem Theater-Direktor angeschlossen, seine Größe als Erwerbsmittel benutzte und sich auf den Brettern zeigte. So viel ist gewiß, daß er fünf Jahre später mit neuem Reichthum nach England zurückkehrte, den er besser als den früheren zu bewahren verstand. Sie sehen, Balthasar war ziemlich glücklich in seinen Unternehmungen, und seine sieben Fuß verhalten ihm zweimal zu Vermögen.

Die Zerstreungen, die verliebten Abenteuer, die Verschwendungen des Luxus jagten jetzt seinem Alter und seinem Charakter nicht mehr zu; aber sein Herz war noch nicht gegen eine letzte und wahre Liebe abgestumpft. Er liebte ein armes Mädchen, Judith mit Namen. Sie wohnte ihm gegenüber, sah ihn alle Tage am Fenster sitzen und fand ihn schön; er schrieb ihr, und seine Briefe rührten das Herz des jungen Mädchens; aber als er eins, ermuntert durch ihre Antworten, zu ihr kam und sie ihn nun vor sich stehen sah, schrie sie laut auf und sank in Ohnmacht. Später schrieb sie ihm, daß sie sein Gesicht und seinen Geist liebe, daß seine Größe ihr aber Schrecken einflöße und sie deshalb nie seine Frau werden könne.

Da überlegte sich Balthasar, daß ohne die Vereinigung mit einer Frau, die er liebte, all sein anderes Wohlbehagen nichts sey — und er nahm sich das Leben.

Der Stadt Lincoln vermachte er seine irdischen Ueberreste nicht, und da der Prozeß auch noch nicht beendet war, so en-

ging sein Körper den vierzehn Aerzten ebenfalls. Er hatte befohlen, man solle ihn in Westminster bestatten; um an den Kosten für die Stelle zu sparen, ließen ihn seine Erben aufrecht ins Grab senken.“

Eugene Guinot.

Mannigfaltiges.

— **Wälische Literatur.** Ein für die Sprachforschung und Völkerkunde äußerst wichtiger Schatz, das „*Mabinogion*“ genannt, eine Sammlung Wälischer Sagen, wird jetzt in London zum erstenmal herausgegeben, und zwar von einer Dame, der Lady Charlotte Guest. Obgleich die Handschriften davon den Englischen Alterthumsforschern längst bekannt waren, so hatte man doch bisher vergeblich auf eine Herausgabe derselben gewartet. Es ist nun der erste Theil davon erschienen, der die Sage von der „*Frauen vom Quell*“ in der Ursprache von Wales mit beigefügter Englischer Uebersetzung und mit Anmerkungen enthält. Dieselbe Erzählung findet sich auch unter den Französischen Romanzen von Chrestien de Troyes, der im Jahre 1191 starb, so wie bei dem gleichzeitigen Deutschen Sänger Hartmann von der Aue; bei diesen aber ist sie viel länger und ausgeschmückter: die rohere, einfachere Wälische Sage muß daher jedenfalls als die ältere betrachtet werden, und man kann annehmen, daß, wenn jene Beiden nicht aus ihr schöpften, sie doch ihre Erzählung einer anderen Wälischen Quelle in der Bretagne entnahmen. In diesem letzteren Fall, dem wahrscheinlichsten, würde dann als gemeinschaftlicher Urquell der ähnlichen Sagen eine alte Celtische Uebersetzung anzusehen seyn. Man hofft, aus einigen Stücken der erwähnten Sammlung, deren Herausgabe möglichst beschleunigt werden soll, über die alte Mythologie von Wales, über jenen geheimnißvollen und blutigen Druiden-Kultus, von dem sich noch lange Zeit nach der Verbreitung des Christenthums dort Spuren erhielten, manche werthvolle Aufschlüsse zu gewinnen. Lady Guest's Uebersetzung wird, als klar, einfach und die Eigenthümlichkeit des Originals charakteristisch widerpiegelnd, von Englischen Kritikern sehr gerühmt.

— **Van Amburgh, der Tiger-Bändiger.** Unter diesem Titel ist in London so eben eine Biographie des Helden der Menagerie, die jetzt dort gezeigt wird, im Druck erschienen. Isaak Van Amburgh, dieser zweite Van Alen, soll besonders durch seine kühnen Vertraulichkeiten mit einem Tiger Alles, was man früher von dergleichen Künsten gesehen, noch überbieten. Einmal zwar wäre ihm der Spas fast übel bekommen; er hatte durch irgend ein Versehen den Tiger ermuntert und wurde von der Bestie zu Boden geworfen; aber mit Riesenkraft packte er das wüthende Thier an der Kehle und quetschte es so zusammen, daß es sich winselnd in die Ecke schmiegte. Nachher ließ er in den Zeitungen sagen, es sey eine absichtliche Komödie gewesen; indes wollte man ihm dies doch nicht recht glauben, und eine Komödie anderer Art, die er angekündigt hatte, eine Luftfahrt mit dem Tiger in dem Greenschen Ballon, ward ihm von der Polizei untersagt. Der Mann hatte indeß Aufmerksamkeit genug unter dem Londoner Publikum gemacht, um eine Lebensgeschichte von ihm als eine gute Speculation erscheinen zu lassen. Ob diese von ihm selbst oder von einem seiner Landseute, — er ist Amerikaner, — oder ob sie von einem Engländer herrührt, und wie viel davon wahr, wie viel erdichtet ist, danach wird wenig gefragt, und man würde eine Mystification auch gern verzeihen, da das Buch unzerhalten und humoristisch geschrieben ist. Van Amburgh, der einen Theil der großen Menagerie seines Schwiegervaters Titus aus Amerika nach London herübergebracht hat, soll in einer kleinen Holländischen Stadt des Staates Kentucky geboren seyn und gegenwärtig 27 Jahre zählen. Von seinem Körperbau und Aussehen wird eine genaue Beschreibung gegeben. Seine Muskeln, heißt es, sind keinesweges von so ungewöhnlicher Stärke und Festigkeit, daß man daraus auf die Kraft schließen könnte, die er entwickelt. Seine Züge sind zart, fast weiblich und können für schön gelten. Nase und Mund haben eine sehr entschlossene Physiognomie, vor Allem aber verrieth das Auge den Besieger von Löwen und Tigern. Die Augen äpfel ragen stark hervor, und es scheint, als könnte er rings um sich sehen, ohne den Kopf im mindesten zu wenden; die Augen haben jedoch keinen Glanz, sondern eher einen kalten geisthaften Ausdruck; indes bewegen sie sich fortwährend aufs schnellste im Kreise herum und scheinen überall zu gleicher Zeit zu seyn. Wie Simson's Stärke in seinem Haar, so liegt Van Amburgh's Macht in seinen Augen. Den ersten Versuch seiner Zähmungskunst soll derselbe mit einem wilden Eber in Kentucky gemacht haben, dem Schrecken der ganzen Gegend, allmählig aber durch unferen Helden in das sanfteste, gelehrigste Hausthier verwandelt. Am Schluß der Broschüre werden noch einige erbauliche Betrachtungen über den Einfluß angestellt, den die Thaten des Beherrschers der Tiger und Löwen, der jetzt selbst zum „Löwen“ des schaulustigen London geworden, auf das Englische Drama ausüben könnten, wenn es einem der Theater-Direktoren einfiel, Herrn Van Amburgh mit seinem ganzen abgerichteten Bestien-Personal zu scenischen Vorstellungen zu engagiren. „Dann könnte es“, sagt der Verfasser, „ein neues Van-Buren-Augusto-Ellsabethisch-Victorianisches Zeitalter für die dramatische Literatur geben.“